



Porträtbüste von Albert Kratzenberg

Photo J. Heiser

All das ist zwar nicht sehr kraß, aber wer wollte leugnen, daß es zeitgebunden ist und daß der Fremde nicht analoge Probleme kennt und somit das aufbringt, was eine Literatur aus der regionalen Enge heraushebt, das menschliche Verständnis. Es gehört nur dazu, daß die Gestaltung gültigen Maßstäben entspricht.

Und übrigens, wenn es uns an großen Problemen und Zeitproblemen fehlen sollte, für etwas gibt es wenig Entschuldigungen: daß der Luxemburger Schriftsteller sich nicht am historischen Thema versucht. Wenn er deutsch schreiben kann, wenn er gestalten kann, er hat es in der Hand, sich so gut zu dokumentieren und er ist imstande, die Atmosphäre der Epoche so gut nachzufühlen wie der Berliner in seiner Mansarde. Auch er hat den Dreißigjährigen Krieg nicht mitgemacht und ich glaube nicht, daß ein Nachklang in dem bleibt, dessen Ahne dabei war. Diese Dinge sind ja nicht zeitgebunden, sie liegen uns so fern und so nahe wie allen andern.

Wir: Sie raten also den Luxemburgern, geschichtliche Themen zu wählen?

F.: Ich rate ihnen nicht dazu. Ich sage nur, es gibt dafür keine Entschuldigung, daß sie in dieser Hinsicht nichts leisten. Ich rate besonders unsern Jungen, sie sollen sich mit Themen unserer Zeit, mit Problemen der Zeit beschäftigen. Ich glaube klar gemacht zu haben, daß wir im Grunde dieselben Probleme haben wie die großen Länder, vielleicht nicht so kraß, nicht so stark im Zusammenprall, aber ebenso menschlich.

Da lese ich in der Zeitung z. B., es werde eine Zuckerfabrik im Lande gegründet. Gewiß kein erschütterndes Weltgeschick, aber genügt es nicht, um verschiedene Dörfer umzuschichten, um Probleme, Konflikte, sogar moderne Konflikte zu erzeugen, die sich episch allgemeingültig gestalten lassen? Oder nehmen Sie den Beamten: der internationale Film hat sich dieser aus Enghheit und Tragik gemischten Gestalt bemächtigt, weshalb wir nicht?

Vielleicht haben wir sogar unsere Stawiskys und Marianis, wenn auch nur im kleinen. Nein, wir sind wirklich nicht so isoliert, so eingengt wie viele glauben und glauben machen. Es gibt so vieles, was auch hier in der Luft liegt.

Wir: Aber die sprachlichen Hemmungen?

F.: Kein Zweifel, wir haben große Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache. Aber sie sind keine Entschuldigung, wir können nicht verlangen, daß darum nicht dieselben Forderungen an uns gestellt werden dürften, wie an jeden andern Schriftsteller. Wir müssen uns nur ständig scharf kontrollieren und ich glaube, selbst ein starkes luxemburger Talent kann um der Sprachschwierigkeiten willen in einem Menschenleben nur halb so viel schreiben wie ein Deutscher. Besonders wird jeder eine berechtigte Angst vor dem Dialog haben — aber was will man tun ohne Dialog! Wir müssen uns eben durchbeißen.

Wir: Und die berühmte angeborene Unproduktivität der Luxemburger?

F.: Ich glaube nicht an den nationalen Mangel an Produktivität, der eine Folge unserer Doppelkultur sein soll. Ich bin überzeugt: ein Thomas Mann hätte auch hier zur Welt kommen können, und wenn es hier auch keine Familie Buddenbrook gibt, analoge Probleme gibt es sicher.

Uebrigens wäre es ein Wunder oder ein großer Zufall, wenn aus einem Volk von 300 000 Köpfen, von denen sich 280 000 weder mit Lesen noch mit Schreiben abgeben, die Genies nur so rinne sollten. Wieviele deutsche Städte von 20 000 Einwohnern haben in hundert Jahren keinen einzigen Schriftsteller hervorgebracht! Ich finde, ein Autor, der sich so durchgesetzt hat wie Norbert Jacques, der einen ehrenvollen Platz in der deutschen Literatur einnimmt, könnte uns schon für zwei bis drei Generationen befriedigen.

Wir: Sie sprechen von Norbert Jacques. Glauben Sie nicht doch, daß es sehr schwer ist, als luxemburger Schriftsteller in Deutschland durchzudringen?

F.: Gewiß, es ist nicht sehr leicht, den Kontakt mit der deutschen Literatur zu finden. Aber ich glaube, daß das zum großen Teil an der Art unserer bisherigen Literatur liegt. Auch das Buch eines Luxemburgers ist in Deutschland möglich, wenn es Probleme behandelt, in die alle letzten Endes verwickelt sind, vorausgesetzt, daß die Darstellung das allgemeine literaturgültige Niveau hält. Es handelt sich vor allem darum, daß die Voraus-

setzungen genügend klar herausgearbeitet werden, damit dem Verständnis auch des Fremden der Weg geebnet ist.

Wir: Zum Schluß: welches sind Ihre Pläne?

F.: Mein erstes Buch beschäftigte sich mit Menschen, die außerhalb der Gesellschaft stehen. Mein nächstes — ist es kein natürlicher Weg? — wird Menschen innerhalb der Gesellschaft schildern. Mehr kann ich noch nicht sagen.

Ich möchte Ihnen noch dieses mit auf den Weg geben: daß der luxemburger Schriftsteller demütig sein muß und ohne große Präntionen: er hat nur nötig sich dann und wann aufrichtig mit den großen deutschen Talenten zu vergleichen. Aber er darf darum nicht verzweifeln. Es ist eine mühselige Sache, die Literatur, und der Luxemburger muß erst recht arbeiten, viel arbeiten. Und es darf für ihn, wenn der Erfolg ausbleibt, keine billige Entschuldigungen geben. Es gibt keinen separaten literarischen Maßstab für Luxemburg.

E. M.



UEBERFALL

Der Riviera-Expreß raste durch den Bahnhof von Dijon.

Lord Henri Inverton, Legationssekretär der britischen Botschaft, entzündete gelangweilt eine Zigarre und blickte durch das Fenster seines behaglichen Schlafcoupés auf die vorüberflitzenden Lichter des Bahnhofs hinaus. Schon versanken die letzten Signale in der Nacht, die Weichen der Ausfahrt knatterten unter den Vierachsen hinweg. Plötzlich ertönte ein leiser metallischer Laut von der Coupétür her durch das Rasseln des Zuges. Lord Inverton fuhr herum und erstickte einen Ausruf der Ueberraschung.

Ein fremdes Mädchen stand im Coupé. «Oh!» stammelte das Mädchen. «Verzeihung... wie peinlich...»

Lord Inverton verbarg seine Ueberraschung unter einem höflichen Lächeln.

«Ach, bitte... Sie haben sich wohl im Coupé geirrt, Gnädigste. Da ist doch nichts zu entschuldigen...»

Das Mädchen sah ihn aus großen, bestürzten dunklen Augen starr an.

«Ich habe mich nicht geirrt.»

«Sie meinen wohl, daß ich mich geirrt habe und in Ihrem Coupé sitze?»

«Auch das nicht.»

Lord Inverton schüttelte verwundert den Kopf und betrachtete seine seltsame Besucherin mit erwachender Neugierde. Das Mädchen war schlank, schwarz und von eigenartiger, fragiler Schönheit. Seine Augen blickten verstört. Es machte einen zarten, zerbrechlichen, beinahe hilfeschenden Eindruck.

«Nehmen Sie doch einen Augenblick Platz.» schlug Inverton vor. «Sie scheinen erregt... darf ich Ihnen vielleicht